

Die erste musikalische Äusserung des Menschen ist der Schrei bei seiner Geburt, und es ist ein weiter Weg bis zum singenden und musizierenden Menschen. Dabei ist das Singen dem Baby bereits in die Wiege gelegt. Besonders wenn es neben dem Schreien, mit dem es auf innere und äussere Reize reagiert, ab dem zweiten Lebensmonat mit dem singenden Lallen beginnt, Laute des Wohlbehagens zu produzieren. Und auch später wird der Mensch in bestimmten gelungenen und glücklichen Situationen singen, vom Singen unter der Dusche bis hin zum beschwingten Trällern eines Liedchens im Urlaub. Es scheint im Übrigen so, dass weit vor der Sprachfähigkeit primär die Fähigkeit zum Singen angelegt ist.

Aber der Inkulturationsprozess, also das Erwerben von sozialen und kulturellen Fähigkeiten und in unserem Fall der musikalischen Fähigkeit (zu singen und zu hören), geschieht allzu oft nicht mehr über ein menschliches Gegenüber, sondern über die Membran eines Lautsprechers. Musik kommt aus Maschinen und nicht aus Menschen! Ich denke, hier geschieht sehr früh eine entscheidende Weichenstellung in der Entwicklung des Kleinkindes. Angesichts der heutigen Allgegenwärtigkeit und Allverfügbarkeit von Musik kommt hier den Eltern eine grosse Verantwortung zu, mit ihren Kindern zu singen. So viel Musik wie heute gab es noch nie! In diesem Zuviel an akustischen Reizen (Ohren kann man, ausser mit den Händen, nicht verschliessen) und angesichts der ständigen Verfügbarkeit vieler auf CD, DVD usw. konservierter Musik stellt sich die Frage: Wo hat da Musik in der Kirche ihren Platz? Oder wäre Kirche und damit Kirchenmusik nicht sogar besser beraten, die Wiederentdeckung der Stille als Privileg und Aufgabe im Gottesdienst zu sehen? Kirche ist (zum Glück)

kein Konsumtempel, hier gibt es kein Gewinnstreben und keine Profitgier, hier sind die Gesetze von Angebot und Nachfrage ausser Kraft und die ansonsten alles regierende (Einschalt-)Quote gilt nicht – oder???

Vor der Erfindung des Phonographen durch Thomas Edison und seiner rasanten Weiterentwicklung und Verbreitung musste man sich auf den Weg machen, um über das heute weitgehend verloren gegangene Singen in den Familien und das häusliche Musizieren hinaus Musik zu hören bzw. selber zu musizieren. Man pilgerte, sofern man es sich leisten konnte, zum Beispiel ins Opernhaus oder – frei zugänglich – in die Kirche. Hier erfuhr man und erfährt man noch heutzutage die mancherlei Fähigkeiten von Musik: Musik als Trösterin, die Erfahrbarkeit von Gemeinschaft im Zusammensingen und -musizieren, das Singen und Musizieren für andere, die Glücksmomente des Gelingens, die teils komplexen Kommunikationsstrukturen gemeinsamen Musizierens und Gottesdienstfeierns. Aber Musik verkommt in der Kirche immer wieder auch zum Signum, zur blossen Kennzeichnung für eine bestimmte Situation; so wie es im Kaufhaus aus den Lautsprechern rieselt, so orgelt und dröhnt es eben in der Kirche, was viele klischeehafte Fernsehzenen zeigen – Kirchenmusik als Andachtsgenerator in einer anscheinend so und so erwarteten Situation.

Und: Musik ist in der Gefahr, zum Stimulans zu verkommen, in Anspruch und Wirklichkeit kaum zu unterscheiden von manipulativer (Gute-Laune-)Musik in der Werbung oder in der politischen Propaganda (so hatte die BBC während des Sandsturms der ersten Tage des letzten Irakkrieges die Anweisung, vermehrt flotte und nicht zu schwermütige Musik zu senden).

Nun hat es im Gottesdienst immer funktionale Musik gegeben. Dies stellt allerdings keinen Widerspruch zum Kunstanspruch der Musik dar: «Funktionalität und Autonomie schliessen einander nicht aus, sofern denn Funktionalität mehr ist als das bedingungslose und bruchlose Sich-Einfügen in eine vorab schon definierte Situation, Funktionalität, die also nicht nur nach dem Kriterium der Brauchbarkeit und der Nütz-

¹ Referat für die Kirchenmusik-Synode Tübingen, 15. März 2004, abgedruckt in: Württembergische Blätter für Kirchenmusik 4/2004, S. 8–11, Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors. Ingo Bredenbach ist Rektor und Professor für Orgelliteraturspiel und Orgelspiel zum Gottesdienst an der Hochschule für Kirchenmusik Tübingen.

lichkeit beschrieben wird. Vielmehr stellt jede in eine bestimmte Situation eingebrachte Kunst auch die Situation selber in Frage, strukturiert diese neu. Dies gilt auch für die Situation Gottesdienst, was umso weniger irritieren muss, als der Gottesdienst ja selber eine je neu riskante Begegnung von Überlieferung und Gegenwart des Glaubens darstellt.»²

Gestaltungsmöglichkeit der Musik braucht Sprachfähigkeit der Beteiligten und langfristige Absprachen. Grundsätzlich gibt es keine himmlischen Töne oder teuflischen Rhythmen. Das einzige Kriterium für die Liturgiefähigkeit von Musik ist Qualität. Aber eine Diskussion über künstlerische Qualität lässt sich «prinzipiell gar nicht erschöpfend führen, da ja durch einen festen Kriterienkatalog die Autonomie künstlerischen Schaffens zerstört würde» (Andreas Marti). Also dann: Anything goes! Oder gibt es doch Zeichen des Erkennens musikalischer Qualität, wie zum Beispiel die Frage der «Vorhersehbarkeit» (besser «Vorherhörbarkeit») von Musik: Führt die Musik den Hörer hinaus aus eingefahrenen Hör- und Gefühlsgewohnheiten? Wie geht Musik mit dem Hörer um (Stichwort: «satt»-hören)? Betrachtet die Musik den Hörer als Person oder als Konsumenten? «Musik ist immer so schlecht, wie sie das menschliche Gehirn unterfordert.»³

Und zu dieser Liturgiefähigkeit gehört neben der Qualität auch das Eingehen auf theologische Konzepte. Pfr. Bernhard Leube führte in seinem Vortrag 1998 in Urach zu «Musik im Gottesdienst – Chancen im Abseits» aus: «Nicht oft genug kann man Luthers Gottesdienstdefinition wiederholen, die er zur Einweihung der Torgauer Schlosskapelle am 5. Oktober 1544 in der Predigt gab, das neue Haus nämlich solle dahin ausgerichtet werden, *dass nichts anderes darin geschehe, denn dass unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort, und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang.* Die wichtigste Frage für einen Gottesdienst und mithin für seine Musik ist demnach nicht, ob es «gut ankommt», wie man so sagt, sondern ob diese grundlegend dialogische Struktur ihre angemessene Darstellung findet. Von hier lässt sich gut der Bogen zum neuen Gottesdienstbuch der

württembergischen Landeskirche⁴ spannen, in dem erstmals ein ausführliches Kapitel der «Musik im Gottesdienst» gewidmet sein wird: «Im Singen betet die Gemeinde, sie dankt und lobpreist Gott, sie klagt ihm und bittet. Darin drückt Gemeinde sich selbst vor Gott aus und erfährt sich als solche. Die Menschen präsentieren sich selbst vor Gott im Gottesdienst, aber sie feiern sich nicht selbst.» Es folgen Leitfragen zum Umgang mit der Musik im Gottesdienst; sodann heisst es weiter: «Situation und Erwartung der Gemeinde können aber nicht das einzige Kriterium für die Musik im Gottesdienst sein, denn im Singen geht die Gemeinde auch über sich und die Situation hinaus. In Singen und Musik wird auf besondere Weise ebenso die Zeit und Raum übersteigende unsichtbare Kirche erfahrbar, die im Gottesdienst präsent ist. Gottes Wort und auch die Musik sind situationsüberlegen. Die Präsenz der ganzen Kirche zeigt sich in der prinzipiellen Gleichzeitigkeit der Zeiten im Gottesdienst. ... Im Singen gibt die Gemeinde den ihr vorausgegangenen Vätern und Müttern ihre Stimme und präsentiert bzw. repräsentiert sie.»

Auch Kirchenmusik muss sich nach ihrer «Zielgruppe» fragen lassen und sich darüber im Klaren sein, wie wenig Einfluss auf die musikalische Geschmacksbildung und Urteilsfähigkeit heute noch Familie, Schule und Kirche haben und wie viel hier fremdbestimmt durch die fast omnipotente Musikindustrie (U+E) und die Gruppenzwänge der peer-groups entsteht. Das kann Kirche nicht einholen und sollte sie auch nicht wollen.

Hat demnach Kirchenmusik Musikgeschmäcker zu bedienen, wie sie alltagsästhetisch mit SWR 2 (Hochkultur), SWR 3 (Spannungskultur) und SWR 4 (Trivialekultur) sehr grob beschreibbar sind?⁵

Kirchenmusik wäre besser beraten, mehr Wert auf das Eigene, das der Gesellschaft evtl. auch Fremdgewordene zu legen und dies zu pflegen und zu leben. «Wir sind den Menschen die

² Christoph Krummacher: Musik als praxis pietatis. Zum Selbstverständnis evangelischer Kirchenmusik. Göttingen 1994, S. 95.

³ Steffen Reiche, 1999–2004 Bildungsminister in Brandenburg.

⁴ Vgl. auch die Internet-Site der Deutschschweizer Liturgiekommission und das dortige Grundsatzkapitel über die Musik: www.gottesdienst-ref.ch > Liturgische Orientierung > Medien > Musik, abgedruckt in MGD 2/2006, S. 59–68.

⁵ SWR = Südwestdeutscher Rundfunk. Für Deutschschweizer Verhältnisse wären entsprechend die Programme DRS 2, DRS 3 und DRS 1 bzw. «Musigwälle» zu nennen.

Fremdheit des Evangeliums schuldig» (Fulbert Steffensky). Dies gilt auch musikalisch!

- Kirchenmusik wäre besser beraten, sich durch ein eigenes Profil vor der Gefahr der Belanglosigkeit und der Austauschbarkeit zu wappnen.
- Kirchenmusik wäre besser beraten, ihre musikalische und interpretatorische Kompetenz vermehrt wieder zu entdecken ebenso wie die pädagogischen Fähigkeiten zur Vermittlung von Musik, angefangen von uns immer noch unbekanntem sogenannten «alten» Chorälen, die ja gerade je nach theologischer Situation das «neue Lied» sein können, über Gospels und Spirituals bis hin zu den «Neuen geistlichen Liedern», von der Heinrich-Schütz-Motette bis zum Musical «Jesus Christ Superstar».

Hier hat Kirchenmusik eine mancherorts noch zu entdeckende erzieherische Aufgabe, eine Aufgabe, die einen langen Atem braucht, wie jegliche nicht auf Events, sondern auf Kontinuität angelegte Kulturarbeit. Oder wie es Richard Götz 1925 in einem Vortrag ausdrückte: «Es kommt nie darauf an, was *erleben*, sondern *was wir erleben*.»

Aber die Problematik ist mit der groben Einteilung SWR 2 – 3 – 4 noch sehr unzureichend beschrieben. Sie betrifft ja eigentlich auch nicht nur die Kirchenmusik, sondern die ganze Kirche in ihrem (Selbst-)Verständnis als Volkskirche. Der Soziologe Gerhard Schulze vertritt in seinem lesenswerten Buch «Die Erlebnisgesellschaft – Kulturosoziologie der Gegenwart»⁶ die Auffassung, dass das klassische Schichtenmodell der Gesellschaftstheorien mit Unter-, Mittel- und Oberschicht keine Gültigkeit mehr hat. Stattdessen entwickelt er ein Modell von «Milieus», die wertneutral nebeneinander stehen.

Die fünf Milieus der Erlebnisgesellschaft sind nach Schulze: Niveaumilieu, Harmoniemilieu, Integrationsmilieu, Selbstverwirklichungsmilieu, Unterhaltungsmilieu. Es kann hier jetzt nicht auf die Merkmale dieser Milieus eingegangen werden. Erschreckend wirkt aber die Erkenntnis Schulzes, dass «die Kommunikation der einzelnen Milieus untereinander nur negativ beschreibbar ist, das gesellschaftliche Miteinander ist geprägt von einer Struktur gegenseitigen Nichtverstehens. ... Auf dem Gebiet der Alltagsästhetik tritt das gegenseitige Unverständnis

am deutlichsten zu Tage und befördert gravierende Intoleranz, die Entstehung von Feindbildern, das Ausbilden eines Affronts als konstituierendem Moment der eigenen Identität».⁷ Hier wartet noch viel Denkarbeit und Zur-Kenntnis-Nehmen gesellschaftlicher Entwicklung auf die Theologie und damit auf die Kirchenmusik!

Kirchenmusik zwischen Kunst und Propaganda? Im Nachwort zur ersten Veröffentlichung «Neue geistliche Lieder aus dem 1. Wettbewerb der Evangelischen Akademie Tutzing» von 1963 schrieb Günter Hegele: «Es soll niemand durch diese Lieder geködert werden, es noch einmal mit der Kirche zu versuchen. Es geht den Autoren darum, mit musikalischen Stilelementen ihrer Zeit christlichen Glauben auszudrücken. Sie meinen, dass das musikalische Material des Jazz und der heutigen Unterhaltungsmusik auch nicht schlechter sei als etwa das des 16. Jahrhunderts. ... Deshalb möchte das Liedblatt helfen, dass Erfahrungen gesammelt werden, um herauszufinden, wie es weitergehen soll.» Das scheint mir doch ein ehrenwerter und ehrlicher Ansatz gewesen zu sein, der allen Versuchen, Musik zu Propagandazwecken zu missbrauchen, eine Absage erteilt. Aber heute findet sich da und dort auch im kirchlichen Bereich manipulative Musik, Musik also, deren Produzent die Gefühle, die diese Musik auszulösen sucht, nicht teilt; Musik, die den Willen des Einzelnen ohne Kontrolle und Selbstreflexion in einer Gruppe aufgehen lässt, eben Propagandamusik. Musik als Mittel zu einem Zweck, der nicht in ihr selbst liegt.

Aber: Der Zweck heiligt nicht die Mittel! Musik darf sich nie als Mittel zur Bekehrung, als Mittel der Verführung oder Ekstase verstehen. Besinnungslosigkeit ist kein Mittel zum Leben! Das Hören auf die Gute Nachricht und auf Musik aber braucht Besinnung – und Verantwortung für sich selbst.

Andererseits Luthers Erkenntnis: Singen als Propaganda des Evangeliums. Singen predigt, je nach Text. «Die Noten machen den Text leben-

⁷ Hier zitiert nach Konrad Klek: «Kirchenmusik in der Erlebnisgesellschaft». Klek wendet Schulzes Ansatz in seinem sehr lesenswerten Artikel in den «Württembergischen Blättern für Kirchenmusik» 1994, Heft 2–4 auf die Kirchenmusik an. Vgl. die aktualisierte Studie desselben Autors: Unter dem Diktat der Eventkultur? In: Württembergische Blätter für Kirchenmusik, Heft 1/2002, S. 3–11.

⁶ Gerhard Schulze: Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart. Frankfurt am Main 1992.

dig», wie Luther in seinen Tischreden einmal äusserte.⁸

Kirchenmusik kann je und je Verkündigung sein, einen Auftrag hierzu hat sie nicht. Die ca. 100 Bibelstellen, die vom Singen und Spielen reden, betonen mehr die vertikale, gottbezogene und nicht die horizontale Richtung des Singens in der Gemeinde. Es hat in den 60er- und 70er-Jahren des 20. Jahrhunderts eine umfangreiche Diskussion zu dem Thema «Kann Kirchenmusik Verkündigung sein» gegeben. Diese Diskussion

nachzuvollziehen, fehlt heute die Zeit. Aber abschliessend möchte ich Walter Kiefner zu Wort kommen lassen:⁹

«Der Kirchenmusiker wird mit Brucknerscher Einfalt darauf hinweisen, dass im Paradies nicht gepredigt wurde und im neuen Jerusalem, soweit ersichtlich, nicht gepredigt werden wird. Verkündigung ist bedingt durch den Zustand der Gottferne und Blindheit des Menschen. Sie gehört in eine Klammer zusammen. Wenn der Glaube durch das Schauen abgelöst wird, dann wird sie überflüssig sein. Das Gotteslob wird aber dann erst recht anheben. Dies ist der richtige Kern in dem sonst fragwürdig bekannten Vers «Himmel und Erde werden vergehen, aber die Musica bleibt bestehen».

⁸ Tischreden Nr. 2545 b.

⁹ Württembergische Blätter für Kirchenmusik 1961, S. 73–81.